Zeitschrift: Helvetische Militärzeitschrift
Band: 8 (1841)

Artikel: Bruno Uebel
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-91620

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

treues Aufsehen auf das, was der Bürger wohl sein Heiligstes nach Gott zu nennen das Recht wie die Pflicht hat.

Der eidgenössische Oberst Rilliet-Constant hat neulich in einer Broschüre den gefahrvollen Zustand geschildert, in dem wir uns befinden. Er hat es in warmer Sprache gethan, aber das wichtigste, was er gesagt hat, scheint das zu sein, daß er wünscht, ein Komite, frei aus der ganzen Eidgenossenschaft gewählt, möchte bald zusammentreten und berathen, wie geholfen werden könnte. Dieses Wie, oder wenigstens eine wichtige Seite desselben, mag vielleicht in den Worten, die hier vor Ihnen gesprochen wurden, angedeutet worden sein.

Mehr konnte auch jetzt nicht geschehen, aber es genügt, Ihre Aufmerksamkeit näher auf die bedeutsame Frage hingeleitet zu haben.

Der Tagsatzung selbst, dem Vorort, der Aufsichtsbehörde kann durch das Organ Ihres Vereins der Wunsch vorgelegt werden:

Drei Preise auszusetzen,
einen Hauptpreis,
einen zweiten Preis und
ein Accessit
für die besten Ausarbeitungen eines taktischen Systems, das national, einfach, aber den oben ausgesprochenen Zwecken genügend, zunächst für die eidgenössische Infanterie bestimmt ist.

Bruno Uebel.

Die heutigen Tage haben es mit einer Menge von Berühmtheiten zu thun. Die meisten von ihnen rühmen sich selbst oder werden von Freunden berühmt — noch bei Leb-

zeiten, damit der Mann von seinem Ruhm auch selber etwas genieße. Das kann in ernsteren Gemüthern leicht bewirken, daß sie, auch mit guter Berechtigung, von solchen nicht reden, die ein wirklich rühmenwerthes Leben beschlossen haben. Nekrologe sind verdächtig geworden, wie Apologien der Lebendigen. In jenen suchen Ueberbleibende eine Befriedigung ihrer Eitelkeit, wie in diesen eine solche oft vom Gelobten und von den Lobenden gesucht wird. Nebenbei thut Bon-hommie, thun höfliche Rücksichten und unklarer Enthusiasmus das ihre. — Dieß Alles kam uns vor die Seele, als wir den Gedanken faßten, am Grabe Bruno Uebel's ein Wort zu sprechen. Wenn wir daher uns wohl hüten, nach jener Posaune zu greifen, die — in groben oder feinen Tönen — nur preist, so wird uns der Besonnene, der wieder einmal eines wirklichen Menschen Bild mit seinen Lichtern und Schatten und seinem nur vor dem ewigen Richterstuhl gelösten Räthsel vorüberziehen sieht, wohl einigen Dank nicht versagen, und dem Todten, hoffen wir, soll dennoch seine Ehre wiederfahren — denn er war unser Freund.

Es ist eben keine schmale Grundlage der öffentlichen Meinung, auf der wir zur Würdigung dieses verschwundenen Lebens bauen dürfen. Bruno Uebel ist ein Name, der in der Schweiz überall ehrenvoll bekannt geworden ist, und in Deutschland, wie auch unter den Franzosen Aufsehen und Antheil erregt hat. Es wäre ziemlich leicht, ihm eine schimmernde Standrede zu halten, vor Ungebildeten und Gebildeten, in populärer, oder in wissenschaftlicher Weise. Aber vertiefen wir uns vielmehr in das Innere einer Seele und schöpfen wir eine Belehrung, in welcher wahrer Ruhm, der ja vor Gott an Menschen nie hoch gilt, nicht verkümmert werden soll.

Von Uebel's früherem Leben bis zum Jahr 1832 ist uns wenig, und dieß wenige fast nur aus seinem eigenen

Munde bekannt. Er ward in Hoya, einem Dorfe bei Eisleben, im sächsischen Preußen geboren, am Tag der Schlacht von Jena — 1806. Sein Vater (beide Eltern sind seit längerer Zeit todt), ein Bürgerlicher, trieb dort Landwirthschaft im Großen. Geschäfte mit Pferden führten ihn einst in die Schweiz, und der Knabe Bruno begleitete ihn damals nach seinem spätern Wahlvaterlande. — Die Mutter stammte aus adligem Geschlecht. Der Kinder waren mehrere, die außer Bruno alle, Bruder und Schwestern, die gewöhnliche Laufbahn der höhern Stände in Preußen machten, wie überhaupt die ganze Erziehung in dem reichen Hause dahin sich richtete. Von früher Jugend an war Bruno zum Soldaten bestimmt. Bald trat er als Cadet unter die preußische Cavallerie. Er kam nach Potsdam und Berlin. Als Lieutenant eines Garde-Landwehr-Uhlanenregiments, und nachdem er auf der Kriegsschule unter bekannten und tüchtigen Lehrern, von Decker, Willissen u. a. auch die höhern Studien gemacht, benützte er, unähnlich manchem andern, doch wieder nach einer damals auch unter dem preußischen Officierstand erwachenden Neigung für die Spekulation, seine dienstfreien Stunden zum Besuch der academischen Hörsääle. Spätere Bekannte von Uebel, Schweizer, die in den 20ger Jahren in Berlin studirten, erinnern sich wohl des schönen jungen Uhlanenofficiers, der von Potsdam auf feurigem Pferd dahergetrabt, am Sitz der Musen abstieg und nachdem er seinem Professor emsig nachgeschrieben, mit seinen Heften sich wieder auf's Roß warf und nach der Garnison zurückeilte. Es war Uebel

Im Sommer und Herbst 1832 strömte in Strasburg eine Menge deutscher und polnischer Flüchtlinge zusammen. Wer kennt jene Zeit nicht mit ihren illusorischen Constellationen? Wer kennt jene Jugend nicht (auch manche alte Jünglinge dabei) deren große Mehrzahl mit ungeläutertem Gemüth und halbgebildetem Geist der Täuschung der

Zeit zum Opfer wurde, und wovon die Meisten noch von Glück zu sagen hatten, wenn sie als namenlose Opfer fielen, zurückfielen aus kurzer Aufblähung in ein gewöhnliches Dasein, statt sich wie eine Minderzahl, den Fleck der Berüchtigung wenigstens auf Jahre anzuhängen! Diese jungen Männer aus allen vier Winden Deutschlands, hatten fast alle einen, ob auch oft nur sehr geringen, doch unmittelbaren Antheil an wirklichen revolutionären Bestrebungen genommen. Ihr politisches Glaubensbekenntniß, ihr einziges zugleich, war die damals neu in den Köpfen gährende Idee der Männer vom Berge, des Jakobinismus, und was auch sonst für Verschiedenheit unter den Vielen statt finden mochte, diese Idee war zur nivellirenden Macht geworden, der nur wenige eine freie und kernige Selbstständigkeit entgegensetzten. Unter diesen ragte, fast isolirt, die Gestalt eines auch in männlicher Schönheit und Anstand ausgezeichneten jungen Mannes hervor, der keinen suchte, aber jedem Landsmann der sich ihm näherte, freundlich entgegen kam, der in dem Kreise wenigstens der gebildetern Flüchtlinge bald bekannt, geschätzt, aber auch verdächtigt wurde — es war Bruno Uebel. Wie konnte in der Zeit excentrischer Aufregung, die immer auch eine Zeit des Argwohns ist, Verdächtigung gegen einen Mann ausbleiben, der Wagen, Pferde und Bedienten besaß, den der letztere noch „Herr Lieutenant“ nannte, der nicht als gezwungener, nur als Flüchtling seines bon plaisir erschien, von dem man keine radicalen Aeußerungen hörte, der von jedem Sansculottismus des IX. Jahrhunderts fern, Sitte und Art der Restauration, ob auch mit liebenswürdiger Ungezwungenheit zeigte! Aber der Argwohn drang nicht durch. Vielmehr blieben mehrere der Ultra-liberalsten Uebel anhänglich und vertrauten ihm, wenn sie auch eben nicht für gut hielten, ihm, der nie nach dergleichen forschte, ihre Geheimnisse mitzutheilen.

Wir lernten Uebel in Strasburg kennen. Er flößte uns

bald solche Achtung ein, daß wir, auch als innige Freundschaft geschlossen war, gerne unterließen, ihn dringend nach der äußeren Ursache seiner Expatriirung zu fragen. Was wir nach und nach darüber von ihm erfuhren, ist nur das: Uebel hatte mit einigen Polen fraternisirt. Da er in seiner Schwadron der einzige bürgerliche Offizier gewesen war und als solcher schon, verbunden mit der edeln Freiheit seiner Gesinnung, in gewisser Opposition, gewissen Reibungen sich befunden mochte, befürchtete er üble Folgen und entschloß sich nun diesen zuvorzukommen. Er nahm und erhielt seinen Abschied und begab sich im Sommer 1832 nach Strasburg. Wesentlich hatte ihn ein freies ideales Sympathisiren mit der Neubewegung der Zeit zu diesem Schritt vermocht. Ob noch andere als die angeführten persönlichen Gründe ihn zum Aufgeben von Dienst und Vaterland bestimmten, müssen wir dahin gestellt sein lassen.

In dem engern Kreise, dessen Mittelpunkt Uebel nun in Strasburg wurde, kamen besonders militärische Studien in Gang, die er mit Eifer und Lust leitete, und bei denen sich auch bald die Art seiner politischen Gesinnung, wie die Modifizirung der Freiheits-Idee in ihm kund gab. Er erwartete mit Allen einen gewaltsamen Bruch der Verhältnisse —; wenn von diesem Punkt aus aber die Phantasie der andern nur ins Blaue, oder ins demokratische Neuorganisieren auf der tabula rasa weiter gieng, so sah er dagegen einen Krieg beginnen und die wichtigen Rollen, die sich von diesem Zeitpunkt an in unbestimmte Ferne vertheilten, fielen natürlich an Soldaten. Während nun von der einen Seite ihm Napoleon, und nicht seine bürgerlichen Vorgänger in der republikanischen Periode der Revolution, als der Held der Freiheit, eines romanischen Versuchs derselben in der neuen Zeit, erschien, sah er auf der andern Seite in Gustav Adolph den germanischen Musterhelden, für dessen Wesen die Zeit des XVII. Jahrhunderts noch nicht reif war. Ein

Amalgam zwischen beiden war das Ideal, das vor seiner Seele stand. Uebrigens waren unseres Freundes Blicke ganz auf Deutschland gerichtet, auf Deutschlands Zukunft, als ein Staat, oder auf das, was ein neuer Gustav Adolph aus dem Volk, das ihm entgegen kam, und mit ihm machen konnte. Uebels politischer Freiheitssinn war eben sein philosophischer und — religiöser. Nach diesen tieferen Seiten seines Wesens gab er sich nur im engsten Kreise ganz kund, wenn er auch weiter hin, jedoch mit besonnener Vorsicht, hierinn sich nicht verbarg, und selbst wo es ihm am Platz däuchte, oder wo die sonst ruhige und gefaßte Natur einmal überwallte, ein warmes Bekenntniß that. Der tiefere und innere Unterschied zwischen Uebel und den meisten der andern Flüchtlinge, fiel nun dahin: Diese gehörten der abstracten, rationalistischen Freiheits-Idee an, der verständigen Aufklärung, die innerhalb des Christenthums durch die reformirte Kirche, in der Politik durch den französischen Republikanismus repräsentirt ist. Uebel war ein Zögling der neuen Philosophie, ein Schüler Hegels, ihres Begründers, ein Neophyte der Spekulation. Im Lichte der Spekulation, im Aethermeer des flüssigen Gedankens, in der Verwandlung und Verklärung des absoluten Begriffs der göttlichen Vernunft gebaren sich ihm alle bewegenden Motive der neuen Zeit neu und sein natürlicher Liberalismus fand in dieser Wiedergeburt sein Correctiv, wie seine Bestätigung. — Im engsten Freundeskreis (dem auch ein unserm Uebel vorangegangener Freund, ein Franzose, der Artillerie-Lieutenant Wehrle, Sohn des Generals, ein Elsäßer mit vorschlagend deutscher Gesinnung angehörte) entwickelte nun Uebel mit eben dem Ernst, wie im größern sein militärisches Wissen und wissenschaftliches Streben, sein philosophisches. Auch hier konnte er bei Einigen die lebhafteste und eine dauernde Theilnahme erwecken. Es entstand mitten unter dem unmittelbaren demagogischen Treiben in

Strasburg eine kleine Hegel'sche Schule. An Hegels Phänomänologie wurde das historische Moment der französischen Revolution geprüft und zum Moment herabgesetzt, an seiner Rechtsphilosophie der starr-abstracte Republicanismus der jüngern und jüngsten Bewegung überwunden. — Aber — worauf oben schon hingewiesen, Uebel blieb nicht blos dabei stehen, das Politische im Begriff zu vermitteln. Es waren in ihm reichere und höhere Bedürfnisse rege, er strebte nach einem höheren Frieden, als der im Catonismus und Römerthum liegt, er suchte die letzte Einheit, und mit Hegel glaubte er sie auch in einer Philosophie die Religion, in einer Religion die Philosophie ist zu finden. So faßte er das Christenthum — wesentlich philosophisch. Er konnte mit einem lächelnden Achselzucken sich jener Berliner-Offiziere zu seiner Zeit erinnern, die, nur pietistisch angeregt, bei nächtlicher Weile zusammensitzend, geistliche Lieder und Psalmen sangen. Sein ganzes Wesen, das Eigene und Temperamentale desselben, war kühl, reflektirend, mit vorschlagender Form; deßhalb drückte sich auch namentlich der Scholasticismus der neusten Philosophie stark in ihm aus, bei geringer, selbstschöpferischer Einbildungskraft. Er reproducirte mit Leichtigkeit in schulgemäßen Formen. Aber eine verhülltere eigene Kraft ließ sich doch immer herausfühlen; es war als habe sie nur den Ausgang noch nicht gefunden, die Richtung des rechten Wegs. Uebel selbst erkannte von sich, daß er für die That, und zwar für die seines Berufes da sei, und bei all seiner Achtung vor Wissenschaft und Kunst, setzte er ihnen doch wie instinctmäßig und nicht ohne eine gewisse Ironie die Positivität des vernünftigen Handelns entgegen. Das überaus Praktische das in Hegel überhaupt und besonders in dem berühmten Spruche von ihm ligt: „Alles Wirkliche ist vernünftig und Alles Vernünftige ist wirklich," konnte nicht anders als Uebels innerstes Wesen ergreifen. — Uebrigens besaß unser

todter Freund keinen eigentlichen philologischen Schulsack und es war ein um so unverkennbareres Zeichen seines Talents zum Philosophiren, daß er doch so bedeutende philosophische Studien gemacht hatte. Nicht nur bei Hegel, sondern auch bei Gans, Hennings, Hotho hatte er gehört und seine Hefte zeugten von seinem Fleiße auch äußerlich.

So ging der Winter 1832—33 vorüber. Je mehr nun der Zeitpunkt nahte, wo die Jakobinisten, von Ungeduld, Unruhe, Verzweiflung, manche der edlern Naturen, (wie z. B. der von Uebel immer mit unbefangenem Urtheil geachtete Dr. Rauschenplatt) von Thatendrang getrieben, einen großen Schlag ausführen wollten, je bestimmter wurde auch die Scheidung zwischen Uebel und seinen nähern Freunden auf der einen, und jenen auf der andern Seite. Uebel in seinem objectiv entwickelten Bewußtsein, scheute sich nicht, als er etwas Näheres von dem Beabsichtigten vernahm, sich gegen das Unsittliche aller und jeder solchen That auszusprechen und dabei doch nicht zu verhehlen, daß das einmal Geschehene benützt werden müßte wie jedes andere Factum. Der Argwohn regte sich auf's neu gegen ihn und seine Freunde. — Die Katastrofe des 3. April trat ein, die bekannte blutige Emeute in Frankfurt. Da hielt sich auch Uebel, obgleich jetzt von manchen für einen Apostaten erklärt, nicht mehr in Strasburg sicher. Er überlegte mit einem Freund, was nun zu thun sei, wohin die Schritte wenden. Die Karte wurde auf dem Tisch entfaltet und beide Planiglobien besehen. Blick und Entschluß kehrte sich bald zur Schweiz. Die Schweiz erschien als deutsches Bruderland. Das republikanische Element von dem Uebel damals glaubte, daß es auch später in Deutschland provinzielle Geltung erhalten müße, hatte seinen natürlichen Grund und Boden in der Schweiz und erblühte eben damals dort auf's neue. Kaum, meinte Uebel, konnte es ausbleiben, daß der fürstliche Status quo in Deutschland über kurz oder lang dem

jungen Leben in der Schweiz, wo, anders als in Frankreich, ein concreter Democratismus lebte und historische Wurzel besaß, mit dem Schwert werde gebieten wollen: — man beschloß, nach der Schweiz zu gehen, um ihr nach Umständen unter dieser oder jener Form als Soldat zu dienen. Es fügte sich, daß am 14. April 1833 Uebel den Schweizerboden betrat, an demselben Tag, wo 400 Polen bewaffnet auf denselben rückten und eine Zeit lang wurde er als einer betrachtet, der mit ihnen in Verbindung stand. Daß dem nicht so war, erhellt zur Genüge aus Allem bisherigen.

Jetzt begann eine längere Zeit der Ruhe für unsern Freund. Er schlug seinen Wohnsitz am Ufer des Zürichsees in Küßnacht auf, und lebte stille, hauptsächlich nur auf den Umgang der liebenswürdigen Gräfin Benzel-Sternau in dem nahen Mariahalde, und auf den weniger Freunde beschränkt, die, meist von weiter herkommend, Wochenlange bei ihm wohnten. — Eine Crise war ohne Resultat vorübergegangen, eine lebhafte gespannte Erwartung auf große Ereignisse mit dem Frühjahr 1833 war getäuscht worden, Uebels Glauben an eine, wenn auch nur negative Macht des revolutionär-demokratischen Princips war gefallen; — er rüstete sich zu ruhiger Vorbereitung auf spätere Erschütterungen, die er nun aus der Spannung der großen politischen Verhältnisse erwartete, nicht ohne Behaglichkeit, wozu ihm seine Vermögensmittel und neuer Ort und neue Umgebung die Hand boten. — Neben Fortsetzung der philosophischen Studien begann er philologische Arbeiten, trieb latein und griechisch, den versäumten Schulsack möglichst nachzuholen und vergaß dabei seines eigentlichen Berufs und des Hauptmotiv's, das ihn in die Schweiz geführt hatte, nicht. Noch vor dem Schluß des Jahrs 1833 begründete er in Verbindung mit einigen Freunden, unter andern dem jetzigen Artillerie-Major Manuel aus Bern in Burgdorf, die helvetische Militär-

Zeitschrift. Eine Reihe Aufsätze gingen für dieselbe bis zum Jahr 1810 aus seiner Feder hervor, die im Ganzen einen treuen Abdruck seiner militärischen Bildung und namentlich des wissenschaftlichen Fundaments derselben geben, wie er es in immer weiter sich umgestaltender Modification für die Schweizerverhältnisse doch beharrlich festhielt: das Fundament eines Systems, das eine geistvolle Mitte zwischen dem Formal-militärischen der heutigen stehenden Heere und einer freien Volkskriegsform hält, das sich zum Theil schon in den preußischen Einrichtungen realisirt findet, wesentlich aber in den ausgezeichneten Schriftstellern dieses Kriegsvolks vorhanden ist und am geläutertsten, tiefsten und philosophischsten in Clausewiz hervortrat, der, wie man sich denken kann, bei dem Erscheinen seiner Werke eben damals von Uebel auch mit größtem Antheil begrüßt wurde. — Es war natürlich, daß Uebel sein Augenmerk auch auf das Schweizer-Cavalleriewesen richtete. Die Reiterei war seine Special-Waffe. Er selbst war ein guter Reiter, ein trefflicher Schwimmer, der mehrmal die ganze Breite des Zürchersee's maß und mit besonderer Liebhaberei und viel in diesem Element sich bewegte, ein eleganter Voltigeur, — ohne in all diesen gymnastischen Künsten sich durch große Körperstärke und besondere Kunstfertigkeit auszuzeichnen. Der großen und kräftigen Gestalt, der derben Gesundheit, lag doch ein zarter Organismus und eine fast zärtliche Disposition zu Grunde, ja eine gewisse Scheu vor allem Wilden und Heftigen, das Gegentheil einer Raufernatur trat sichtlich an Uebel hervor und diese Eigenthümlichkeit, auch in Strasburg von andern herausgefunden, hatte ihn in den halben Credit des Mangels an persönlichem Muth gebracht. Der rohe Blick hatte freilich nicht vermocht, das daran zu unterscheiden, was geistig und ein Produkt einer Willenskraft war, die höhere Ziele als die Renommage suchte und sich in ein soldatisches Bewußtsein hüllte, dem Studententapferkeit

zu roh war. Nichts lag damals Uebel ganz gewiß ferner, als in dem Muth und Wesen eines Partisanen exzelliren zu wollen; — die Courage d'esprit war seine Courage, der Muth des Feldherrn, die Bravour eines Generalstabs-Offiziers, was ihn mit Achtung erfüllte und zur Nacheiferung treiben konnte. Er bestritt öfter den Satz, ein Offizier habe sich besonders zu exponiren, — und die Leitung eines Gefechtes aus sicherem Standpunkt, sollte nach einem von ihm ausgesprochenen Worte so lang dauern, als nicht eine Crise der höchsten Bedeutung eintrat, als es nicht gelte, sich an die Spitze einer Reservebrigade, eines Reservebataillons zu stellen und dieß dann freilich mit aller Rücksichtslosigkeit auf eigene Gefahr in den entscheidenden Kampf zu führen.

Uebel wurde allmählig auch mit Zürichern bekannt. Der eine und andere Offizier lernte ihn achten — aber Jahre vergingen doch, bis daran gedacht wurde, Uebel könnte in eine praktische Wirksamkeit, in eine militärische Stellung treten. — Als Privatmann, als Freund, nahm Uebel an manchen Uebungen, Truppenversammlungen Antheil und besuchte so die eidgenössischen Lager von Thun, von Schwarzenbach, das zürcher'sche von Wollishofen — überall zurückhaltend, beobachtend, aber eben so freundlich theilnehmend und wo es sich ungesucht ergab, frei seine gemäßigte Meinung äußernd. Er begriff und ergriff ganz den Vortheil seiner Lage, die ihm gestattete, sich suchen zu lassen und nicht selbst zu suchen. — Dieß hatte aber auch einen Zusammenhang, den nur der verstand, der unsern todten Freund näher kannte. Und eben solche ihm inniger Verbundene glaubten damals schon einen Charakterzug an Uebel zu entdecken, der mehr zu fürchten als zu hoffen gab für eine gediegene Entwicklung seines fernern Lebens: den Zug eines unruhigen Ehrgeizes, den Mangel eines in ächter männlicher Geduld getragenen stetigen Strebens nach einem Ziel, zugleich den Hang zur Romantik, eine Sehnsucht nach

andern poetischern Orten, Climaten, Menschen, Sitten, als die unseres nüchternen prosaisch-bürgerlichen Europas. Aber dieser Hang stand in einem unverkennbaren Widerspruch mit der Natur, dem Gemüth und der Phantasie unseres Freundes, die wir bereits als wesentlich prosaisch und negativ bezeichnet haben, und die sich denn auch immer wieder, das Andere kreuzend, geltend machten und eine Unbestimmtheit und Unsicherheit in Uebel hervorriefen, die je länger je mehr wenigstens für die näher Stehenden sichtbar wurde. — Uebel zog im Jahr 1834 nach Herrliberg am gleichen Ufer des Zürichsee's. Hier faßte er den Gedanken nach Serbien zu gehen, — und dieser Gedanke wuchs und reifte durch längere Zeit fort. Eifrig studierte er die serbische Sprache, Geschichte, knüpfte von weitem schon Berührungen mit Personen an, welche die serbischen Verhältnisse näher kannten. Auf einmal sprang sein Blick von da wieder ab — und bald war ein anderer Plan aufgestiegen, der so ziemlich eine polarische Entgegensetzung mit diesem hatte: er wollte in schwedische Dienste treten. Uebel überschritt die Schwelle des Mannesalters. Man konnte glauben, dieß seien die letzten Zuckungen und Gährungen der Jünglingszeit und es werde nun, wenn nur etwas Entscheidendes jetzt mit ihm geschah, ruhiger in seiner Seele werden. Zu bemerken ist bei diesen Plänen das, daß sie beide zeigen, wie Uebel wieder in Staaten einzutreten wünschte, die unter Fürsten standen, und wie ihn sowohl das halbwilde pittoreske Hofleben bei einem Fürsten Milosch, als das nordisch-ernste, stillgemessene, in den Audienzgemächern des alten Carl Johann anzog, wovon er uns mehrmals sprach. Aber er dachte weniger an das Haus Bernadotte, als an den Prinzen Wasa und seine noch nicht aufgegebenen Ansprüche, und beide Länder und Völker, in deren Mitte er treten wollte, erschienen ihm eben als solche, denen eine Crisis, bei der es etwas Großes, Glänzendes zu thun und zu erleben geben mochte,

näher stand als jetzt Deutschland oder der Schweiz. Hier war es der Geist der Hegelschen Vermittlung und Versöhnung, der unseren Uebel doch nicht zur Ruhe kommen ließ. Indem sich ihm Alles stets sogleich wieder zu Momenten degradirte, über denen als letzte Einheit, als lebendige, nicht etwa ein heiliger Glaube, sondern ein Ich stand, das noch großartig genießen wollte, verwickelte er dieses Ich heute mit diesem, Morgen mit etwas Anderem. Heute fand er die Schweizerverhältnisse in ihrer Unmittelbarkeit unverträglich mit den vernünftigen Ideen und darum auch mit seiner eigenen Natur; — morgen glaubte er doch auch da einen Punkt der Vermittlung in höherer Sphäre zu finden, und es folgte wieder eine Stimmung der Ergebung in das Dasein des gegenwärtigen Orts und Landes. Diese Unsicherheit, ein gewisser Skeptizismus, breitete sich damals dann auch über Uebels Philosophie, die Hegelsche selbst aus — und nun traten zwei große Ereignisse ein, die eine gänzliche Umstimmung herbeizuführen schienen und für einige Zeit wirklich herbeiführten; — ob gründlich und dauernd, wird sich zeigen. Uebel hatte schon im Anfang seines Aufenthalts in der Schweiz, die Bekanntschaft eines jungen würtembergischen Geistlichen gemacht, der erst Demagog, später Hegelianer wurde und dann auch diese Stufe überschreitend, sich dem Glauben, ohne das spekulative Denken aufzugeben und damit auch wieder ernstlich und eifrig seinem theologischen Beruf zuwandte. Dieser begabte junge Mann erhielt in der Nähe Uebels im Kanton Zürich eine Kanzel, und es entspann sich ein lebhafter und inniger Verkehr zwischen beiden. Uebel wurde fromm. Er wurde ein regelmäßiger Kirchgänger. Seine Briefe aus jener Zeit an uns, tragen das Gepräge eines entschiedenen Bekenners. Einen kurzen Inhalt, der geringfügige, nur gemeinwichtige Dinge behandelte, schloß er mit „der Deine in Christo Jesu.“ Uebel war nun bestimmt dahin gelangt, zwischen Christenthum

und Philosophie zu entscheiden und die absolute Wahrheit nur im erstern und im Glauben als solchem, der letztern ihr Recht nur als einer erklärten Dienerin des erstern anzuerkennen. Was ihn allmählig in Hegel nicht mehr befriedigt hatte, das erschien ihm jetzt für immer gelöst, gestillt, beruhigt und in den ewigen Frieden aufgenommen in Christus. Einem erleuchteten Christen aber wäre damals das an unserem todten Freunde aufgefallen, daß doch nur ein Wechsel und Tausch der Einsichten, nicht das in ihm vorgegangen zu sein schien, was der Stifter des Christenthums bei Johannes als die unerläßliche Bedingung, um ein Christ zu werden, bezeichnet: die Wiedergeburt, das gebrochene und neu gewordene Herz, das Kind an Allem. So nahe wir Uebel standen, einen solchen Bruch bemerkten wir nicht an ihm, — und ein Anderes was wichtig ist, und mit dem Ersten Hand in Hand geht, war das, daß Uebel mit dem einfachen nominellen Glauben, mit ein paar Worten gleichsam, nun anfing und — abschloß, daß er sich begnügte, ein für allemal die Entdeckung der wahren Erkenntniß gemacht zu haben, daß er auf diesen geistlichen Grund nun ruhig den weltlichen Fuß setzte und weiter schritt — und so zunächst nur die frühere philosophische Auffassung des Christenthums mit einer entschieden kirchlichen vertauscht hatte, ohne sich um Geist, Leben, Gehalt und Geschichte der Kirche (nicht der steinernen), noch um ihr Fundament: das Wort Gottes, die Schrift weiter viel zu bekümmern. Uebel stieß abermals hart und natürlich viel härter als das erstemal, da er Philosoph wurde, an die Klippe an, den Geist über der Form, das innere Herz über der äußerlichen Formalität zu verlieren, und wie das erstemal in den Scholasticismus, nun in den Katholicismus zu fallen. Das zweite Ereigniß von Bedeutung, das damals in Uebels Leben eingriff, betraf sein Herz in einem andern Sinne. Uebel wurde von einer lebhaften, jugendlichw armen und zugleich männlich ernsten Neigung

zu einem schönen Mädchen erfaßt, einer Deutschen, die damals in Zürich sich aufhielt. Er verlobte sich mit ihr — indem er nicht ohne einige Beschwerde den Mangel an Vermögen bei seiner Braut überwand. Es war im Jahr 1837. Der Annäherung der Züricherstaatsbehörden kam er nun entgegen. Weib und Haus und eigener Heerd, der in naher Perspective stand, drückte in seiner Seele nun vollends jene weitschichtigen Plane nieder. Uebel verlebte glückliche Stunden. Alles schien sich zu beruhigen, ein fester Punkt schien erreicht. Die neue Stelle eines Kavallerie-Instruktors mit Majorsrang wurde für Uebel, der schon einige Zeit privatim in engere militärische Verbindungen mit Zürich getreten war, dort creirt. Seine Mißverhältnisse mit Preußen legte Uebel vollkommen bei; wurde Bürger in Herrliberg. Da mußte er noch eine kurze, doch heftige Erschütterung erleben. Das kaum geschlungene bräutliche Band löste sich wieder und zwar wesentlich durch seinen Willen. Wir konnten in den Zusammenhang der Verhältnisse nicht völlig hineinsehen. Uebel glaubte bei näherer Kenntniß seiner Braut nicht glücklich zu werden. Ob Zweifel, die über eine strenge Gediegenheit ihres Charakters bei ihm erregt worden waren, selbst begründet, stark genug sein konnten, um einen Christen zum Aufgeben eines Bands zu veranlassen, bei dem sich eben die edle stärkende Kraft des Christenthums bewähren mußte — das lassen wir dahin gestellt sein. Kurze Zeit darauf heirathete Uebel seine jetzige Wittwe, auch eine Deutsche, deren Bekanntschaft er schon früher am Zürichsee gemacht hatte. Durch diese Schwankungen und Stöße hindurch blieb Uebel seinem erklärten christlichen Bekenntniß getreu; — er war nun verheirathet, er erhielt jenen ehrenvollen Posten als Major und Cavallerie-Instruktor in Zürich, wohin er jetzt zog, und wenn dieser Posten auch wenig lucrativ war, so konnte doch sowohl die Zukunft mehr bringen, als auch derselben bei eigenem Vermögen beider Gatten mit einer Ruhe, die nicht

einmal christliche zu sein brauchte, entgegengegangen werden. Immer ließ sich erwarten, und alle Freunde Uebels erwarteten es, daß mit der neuen Wendung, die durch diese zwei Ereignisse, das äußere und das innere, eintrat, wenigstens jene Unruhe, der ehrgeizige Trieb ins Weite, zusammensinken werde. — Sie irrten sich.

(Schluß folgt.)

Die Eidgenössische Bundesarmee.

Der Tagsatzungsbeschluß vom 21. Heumonat 1840 über die Reorganisation des schweizerischen Bundesheers ist nun durch die Ratification der Stände Zürich, Bern, Glarus, Zug, Solothurn, Schaffhausen, Appenzell (beide Rhoden), St. Gallen, Aargau, Thurgau, Wallis, Genf und Basel Stadttheil, denen Waadt und jetzt wohl noch andere Stände folgen werden, in Kraft erwachsen. Das Gesammtvaterland, besonders aber der Schweizerische Wehrstand, sollen sich über dieses nach den vorjährigen höchst unerfreulichen Berathungen wohl unerwartete Ereigniß Glück wünschen, denn nun hat endlich der ungewisse, schwankende Zustand unsers Wehrwesens, welcher bereits einen äußerst nachtheiligen Einfluß auf dasselbe ausübte und es in wenigen Jahren einer gänzlichen Auflösung nahe gebracht hätte, ein Ende erreicht, und die Eidgenossenschaft wird gegenüber dem Auslande bald eine ihrer würdige Stellung einnehmen können.

Es ist wirklich auffallend, wie Stände, welche die bedeutend größern Lasten, die ihnen der erste und beste Entwurf einer neuen Organisation des Eidgenössischen Wehr-